

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© 2016 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-31092-0

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de.

Christine Snow, Therapeutin in Chicago, hat nach einigen Umwegen zu einem halbwegs häuslichen Glück mit ihrer Geliebten Taylor Heyes, einer Fotografin, gefunden. Sie teilen ein Haus, einen Hund, ein Leben, das auf Dauer angelegt scheint, bis Taylor eines Morgens nach einem bedeutungslosen Streit spurlos verschwindet.

Zunächst ist Christine wütend, doch diese Wut schlägt langsam in Nervosität und Sorge um. Hat Taylor sie verlassen, trifft sie sich mit jemand anderem, ist ihr etwas zugestoßen? Ihre Patienten verlangen weiterhin ungeteilte Aufmerksamkeit, während sie zunehmend sich und andere vernachlässigt, sich beinahe auflöst in Sorge und Verzweiflung.

Sie beginnt, in Taylors Dunkelkammer zu suchen, entwickelt Fotos, die ihr Hinweise auf eine Taylor geben, die sie so nicht kannte. Chris verfolgte diese Spuren bis nach Marokko und wieder nach Hause zurück und muß erkennen, daß niemand den anderen wirklich kennen kann.

Im Zentrum dieses Romans steht die Frage: Wie geht man mit dem plötzlichen Verschwinden einer geliebten Person um? Kannte man diese Person, der man sich vertraut fühlte und die man zu lieben glaubte?

Carol Anshaw lebt in Chicago und arbeitet als Kritikerin und Journalistin. Im Fischer Taschenbuch Verlag liegt außerdem ihr Roman ›Aquamarin‹ (Bd. 13594) vor.

Carol Anshaw

Christine

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Ebba D. Drolshagen



Fischer
Taschenbuch
Verlag

2. Auflage: Juli 1999

Deutsche Erstausgabe
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, Januar 1999

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1996
unter dem Titel »Seven Moves«
bei Houghton Mifflin Co., New York
Copyright © by Carol Anshaw 1996
Für die deutschsprachige Ausgabe:

© Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1999
Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 3-596-14185-0

Für Mary Kay Kammer

Danksagungen

Ich danke

Janet Silver, meiner Verlegerin; Jayne Yaffe, meiner Lektorin; und Jean Naggar, meiner Agentin.

May Beth Shaffer, die mir half, wie eine Therapeutin zu denken.

Mohammed Jebbour, der mir Marokko verständlicher machte.

Lyn DelliQuadri, Denise DeClue, Stacey D'Erasmus, Diane Lefer, Sydney Lewis, Peggy McNally, Barbara Mulvanny, Sharon Sheehe Stark, Eliot Wald und ganz besonders Jessie Ewing für ihre Unterstützung, für Vorschläge und Kritik.

Meinen Eltern für ihre Großzügigkeit.

Dem National Endowment for the Arts, dem Illinois Arts Council, der Ragdale Foundation und der Ucross Foundation für Zeit und Raum respektive finanzielle Unterstützung während der Arbeit an diesem Buch.

*Love has no mind.
It can't spell unkind.
It's never seen a heart shaped like valentine.*

John Prine

Christine Snow versucht, dem leise köchelnden Schmerz in der Lendengegend keine Beachtung zu schenken. Ein kleiner Werbefilm blitzt vor ihrem inneren Auge auf. Tanzende Kapseln mit Zylindern. Vor dem Ende der Stunde wird es ihr aber nicht viel besser gehen. Bis dahin müssen ihre kleinen Rückenschmerzen hinter dem bedeutenderen Leid ihrer Patientin Rosario Delacruz zurückstehen, die gegenwärtig ein Problem hat, das für die Situation typisch ist: Dinge, die im wesentlichen der Nacht angehören, in das weniger behagliche Licht des Tages zu bringen. Chris beugt sich in ihrem Stuhl vor, bemüht, zu helfen und sich gleichzeitig zu strecken.

»Sie beschreiben ihn immer entweder als Satan oder als Varieté-Hypnotiseur«, sagt Chris. »Vielleicht rührt beides aus der gleichen Faszination. Faszination läßt die Dinge häufig unklar werden. Was ich damit sagen will, ist, wenn Sie etwas Abstand bekämen, fänden Sie ihn vielleicht nicht mehr so furchtbar interessant oder außergewöhnlich, sondern sähen ihn als Schlägertyp. Wie andere Schlägertypen.«

Rosario senkt die Lider, ein Fächer aus getuschten Spinnenbeinwimpeln, nickt nachdenklich, als ziehe sie das in Betracht. Gleichzeitig bahnen sich Tränen den Weg durch das Augen-Make-up, laufen schlammig über die steilen Inkaflächen ihres Gesichts.

Chris weiß nicht, ob das Weinen Ein- oder Unverständnis bedeutet, denn Rosarios Dramen übersteigen häufig Chris' Fassungsvermögen. Rosario ist Latina-Amerikanerin. Der Bindestrich ist das Seil im Tauziehen zwischen dem kühnen Ich, das sie selbst geschaffen hat, und dem unterdrückten, das die Kulturen ihrer Herkunftsländer für sie vorgesehen haben – vor allem Mexiko, aber mit einem haitianischen Einschlag auf der mütterlichen Seite und einem peruanischen Zweig im väterlichen Stammbaum.

In Chris' gesamtem Bekanntenkreis ist in beruflicher Hinsicht niemand so straight wie Rosario. Sie hat Betriebswirtschaft studiert und dann mit dem Geld, das sie besaß, weil sie während der Semesterferien als Kellnerin gejobbt, bescheiden gelebt und ihr Trinkgeld gespart hatte, ein schickes Restaurant in der Armitage Avenue – beste Innenstadtlage – gekauft. Ihr Privatleben hingegen ist eine Katastrophe. Sie findet kalte, tendenziell gewalttätige Männer attraktiv. Der bislang letzte ist ein Steuerprüfer, der die Bücher des Restaurants durchsehen sollte. Tony hat ein Zucken unter dem linken Auge und leidet unter nächtlichem Zähneknirschen. Nachts trägt er eine Vorrichtung im Mund, damit er sich im Schlaf nicht die Zähne zu Stummeln zermalmt.

Rosarios Beziehung mit ihm ist, ihrer Schilderung nach, ein taumelnder Sturz von den höchsten Höhen ganz nach unten, dann wieder nach oben. Die Hochs betreffen vor allem den Sex, der, ihren Aussagen zufolge, von religiöser Sinnlichkeit ist, so, als näherte man sich auf Knien dem Sinn des Lebens. »Ich weine die Tränen der Engel«, hat sie Chris gesagt und hinzugefügt, wobei sie die Luft mit einem Papiertaschentuch betupfte, »das verstehen Sie nicht.« In Rosarios Weltbild machen es Gringas im Dunkeln, duschten danach und hinterlassen auf dem Rücken ihres Liebhabers keinerlei Spuren.

Es ist allerdings meist Tony, der Spuren hinterläßt. Vor einigen Wochen kam Rosario und hatte den deutlichen Abdruck von fünf Fingern auf dem Unterarm, schwarz-lila und tief kastanienbraun gesprenkelt. Heute hat ihre linke Gesichtshälfte die Farbe und den prallen Glanz einer Pflaume, die man mit dem Ärmel blank gerieben hat, gerade richtig zum Verzehr. Ausgehend von diesem Epizentrum verläuft die Farbe zu einem pointillistischen Magenta, das aus vielen tausend geplatzen Kapillaren besteht.

»Ich schäme mich furchtbar«, flüstert sie. »Mir ist, als hätte ich mir das selbst angetan.«

Obwohl ihr davon regelrecht übel wird, fällt es Chris schwer, den Blick von Rosario abzuwenden. Die Leute glauben, Therapeuten seien gefühllos, vom Leid ihrer Patienten abgekoppelt, besorgt,

aber auf eine distanzierte Weise, die es ihnen zugleich erlaubt, verstohlen auf die Uhr zu sehen und in Gedanken einen Schwur zu summen. Aber Chris' Problem ist genau umgekehrt. Ihr fällt es sogar schwer, nicht zwischen den Sitzungen an die Probleme ihrer Patienten zu denken, sondern deren Sorgen in einem entlegenen Schrank der wohlwollenden Vernachlässigung zu verstauen, in eine kühle, feuchte Frischhaltedose. Sie hat selbst schwierige Zeiten erlebt und weiß daher nur allzu gut, daß für den Leidenden die Tage zwischen den Therapiestunden oft darin bestehen, von der letzten Sitzung fort- und zum Ufer der nächsten hinzupaddeln, immer in großer Angst, dabei zu ertrinken.

Daher sind diese Zwischenzeiten auch für sie voller Strategien, die Patienten anzuspornen, anzuleiten oder ihnen einfach zu erlauben, sich vorwärts zu bewegen, zu erkunden, ob ein tastender Schritt angebracht ist oder gar ein hemmungsloser Sprung. Über diese direkte, berufliche Analyse hinaus dringen ihre anhaltenden Dramen in Chris' Denken, manchmal in ihre Träume, oft in ihre vermeintlichen freien Stunden durch Nachrichten auf dem Anrufbeantworter, tränenreich oder angespannt, setzen ihr zu, bis sie zurückrufen, die Situation wenigstens etwas beruhigen oder klären kann, um dann zu dem zurückzukehren, was sie unterbrochen hatte, Risotto kochen, ein Bad einlaufen lassen, mit ihren Freunden oder ihrer Geliebten zusammensein.

Mitten in einer mehr oder weniger interessanten Unterhaltung, bei einer Vernissage, wenn sie beispielsweise in der einen Hand ein mit Parmaschinken umgewickelt Grissini, in der anderen einen Plastikbecher mit billigem Chardonnay hält – einer Situation also, die gemeinhin als der Inbegriff des wunderbaren urbanen Lebens gilt –, entgeht ihr ein Großteil dessen, was passiert, weil sie sich zum Beispiel sorgt, ob Jocelyn Egan ihr Vorstellungsgespräch ohne Panikattacke überstehen wird. Aus diesem Grund kann Chris auch über die Handlung vieler Filme keine genaue Auskunft geben.

Diese unerbittliche Ablenkung hat, wie sie hofft, auch ihr Gutes. Sie weiß, daß sie einigen ihrer Patienten immens hilft und ihrer Aufgabe bei den meisten zumindest gewachsen ist. Zwangsläufig

versagt sie bei einigen völlig, und wenn das geschieht, scheuert es in ihr wie Sodbrennen. Das Schwierigste für sie ist oft der Kampf gegen den Impuls, hilfreich einzugreifen, eine Abkürzung zu nehmen statt des langen Wegs. Manchmal möchte sie dem Bedürfnis nachgeben, all diese verzagt Leidenden ein bißchen aufzuschütteln, ihre Krawatten zu richten, ihre Atmung zu kontrollieren. Sie so gesammelt und peppig hinzubekommen, daß sie das Hier und Jetzt ihres Lebens genießen können, das vorüberzischt, während sie am Rand ihres eigenen Spielfelds sitzen und es nicht schaffen mitzuspielen. Rosario beispielsweise – die ihre besten Jahre an Kerle verschwendet, die das Selbstvertrauen unterminieren, das sie sich erkämpft hat.

Von der kulturellen Kluft zwischen ihnen abgesehen, liegt ein spezielles Problem bei Rosarios Behandlung darin, daß Chris' Strategien auf eine trickreiche Abwehr treffen, denn Rosario findet zahllose Wege, ihre Therapie selbst in die Hand zu nehmen. Vor einigen Wochen zog sie eine große Ziplock-Tüte aus ihrer Schultasche. »Ich habe meine Tanten besucht.« Ihre Tanten sind zwei steinalte Haitianerinnen, die in der armen South Side von Chicago wohnen und großzügig Ratschläge und Voodoo austeilten. Sobald Rosario sie erwähnt, bekommt ihre Stimme etwas Gejagtes und ihre Rs beginnen, wie geschmierte Kugellager zu rollen. »Sie kennen Orte,« – sie hält kurz inne, macht eine kleine Handbewegung, um anzudeuten, wie wenig diese Information jene schrecken kann, die sich in der Welt der Schatten gewandt zu bewegen wissen – »wo man Verwünschungen kaufen kann.«

Chris hält dergleichen für Unfug, sah sich aber dennoch die Plastiktüte und deren bunten Inhalt an. (Wer hätte das nicht getan?) Einige gestreifte Steine; einige Röhrchen mit Flüssigkeiten, eine davon beunruhigend blutähnlich; ein Federbüschel; etwas, das sie mit ziemlicher Sicherheit als Rattenschwanz identifizierte – oder, wie es in ihrem Denken auftauchte, Schwanz von Ratte. Als sie mit erhobener Hand eine nähere Betrachtung ablehnte, stopfte Rosario die Tüte wieder in die Handtasche zurück. Sie akzeptiert Chris' Grenzen, was Rosarios Wertschätzung für sie offenbar nicht

schmälert. Sie hat ihr zwei Freundinnen geschickt, eine von ihnen hat eine weitere geschickt, und nun hat Chris einen kleinen Klientenstamm hispanischer, heterosexueller Frauen, deren Stil sie insgeheim als Killer-Femme bezeichnet – heterosexuelle Panther mit hochgebauchten, gefährlichen Haaren, purpurroten, spitzgefeilten Nägeln, Kettchen am Fußgelenk –, und deren Wege sich in ihrem Wartezimmer mit Lesben und Schwulen kreuzen. Sie versucht, die Termine so zu legen, daß solche peinlichen Begegnungen vermieden werden, bei der eine Gruppe angesichts der anderen ausflüpt.

Chris ist immer noch nicht sicher, ob sie der Behandlung dieser Frauen gewachsen ist, die sie, trotz ihrer Probleme, eigentlich beneidet. Sie hätte gern etwas von ihrer Lebenseinstellung, ihre gezupften Augenbrauen, die immer bereit sind, voller Verachtung in die Höhe zu gehen, egal worüber. Sie fühlt sich antriebslos im Vergleich zu ihrer erwartungsvollen Atemlosigkeit, ihrem überschäumenden Lachen, ihren schnell fließenden Tränenbächen. Chris kann sich nicht erinnern, wann sie das letzte Mal geweint hat, Ereignisse ausgenommen, die nicht zu ihrem eigenen Leben gehörten: die Zusammenführung betagter russischer Schwestern in *Oprah!* oder die Krönung der gehörlosen Miss America.

Gelegentlich ist Chris nicht einmal sicher, ob das, was zwischen ihr und Rosario geschieht, tatsächlich Therapie ist. Vielleicht benutzt sie Rosario, um sich freier zu fühlen, aufregender und schillernder durch die Nähe zu ihr, während Rosario Chris als Totem für Status und Schicht benutzt. Sie kommt jeden Dienstag nachmittag, um auf moderne, konventionelle – wenn auch dramatische – Weise über ihre Probleme zu sprechen, in dieser Umgebung mit frischen, bereitliegenden Papiertaschentüchern, Galerieplakaten und Nadeln, während die spätnachmittägliche Sonne diffus durch die Jalousien fällt und sanfte Lichtbalken in den Raum zeichnet. Aber wenn sie wirklich ein Problem lösen muß, geht sie um Mitternacht zu einer mexikanischen Schamanin, die ein Ei über ihren nackten Körper rollt, es dann in Wasser aufschlägt und seine Botschaft deutet.

Chris und Rosario kommen bei einer bestimmten Frage oft zu völlig unterschiedlichen Antworten. Jetzt zum Beispiel denkt Chris, Rosarios nächster Schritt sei einfach, weiterem Ärger aus dem Weg zu gehen, sich diesen Widerling Tony vom Hals zu schaffen, sich in die Lage zu versetzen, in Ruhe eine Bestandsaufnahme zu machen. Doch dann sieht Rosario Chris fest in die Augen, als seien sie sich völlig einig, und sagt: »Sie haben recht, natürlich. Ich sollte den Mut haben, ihn umzubringen.«

In Chris' Rücken zuckt ein kleiner Krampf.

»Ein Pülverchen, würde ich sagen.« Jetzt rollt Rosario, die Stimme körnig und guttural. »Sie verstehen. Ein ganz klein wenig ins Glas.« Sie seufzt tief.

Chris glaubt nicht, daß sie das ernst meint (sie hat schon anderen Rache geschworen), aber die fünfzig Minuten sind fast um, es fehlt die Zeit, dem weiter nachzugehen. »Versprechen Sie mir, daß Sie in den nächsten Tagen nichts unternehmen. Rauben Sie mir nicht den Schlaf. Darüber müssen wir noch reden.« Sie versucht, Rosario nochmals in die Augen zu sehen, die aber hebt nur eine gestrichelte Augenbraue, gräbt in der großen Lederhandtasche herum, die sie immer begleitet, und zieht ein Scheckbuch heraus.

»Ich habe heute und das letzte Mal noch nicht bezahlt.« Sie reicht Chris ein Scheckformular, das mit herumpurzelnden Kätzchen und Wollknäueln bedruckt ist. »Regen Sie sich nicht auf. Ich werde darüber nachdenken, was Sie gesagt haben. Daß ich warten soll.«

Nachdem Rosario gegangen ist, kann Chris die Kapseln mit dem Schmerzmittel nehmen und sich lang auf dem Fußboden ausstrecken, während sie auf Jerome Pratt wartet, der anfangs zu ihr kam, weil er sich sehr häufig die Hände waschen und nachsehen mußte, ob die Herdplatten ausgeschaltet, die Wasserhähne zugezogen und alle Kippenfenster entweder exakt gleich geöffnet oder geschlossen waren. Das alles mußte er auch eine bestimmte Anzahl von Malen überprüfen, dabei waren gewisse Zahlen nicht in Ordnung. Drei, beispielsweise. Er mußte alles zweimal oder viermal prüfen. Jetzt

nimmt er Medikamente, die diese anstrengenden Kontrollgänge unterdrücken. Und er hat einen Liebhaber gefunden, den ersten seit einigen Jahren. Er wird Chris' Betreuung bald nicht mehr brauchen.

Heute erzählt er ihr, wie er mit seinem neuen Freund Keith Sex hatte, und zwar in einer abgeschlossenen Arbeitsnische in einem vergessenen Flur der Bibliothek der Northwestern University, wo Jerome arbeitet. Er geht ziemlich ins Detail. Es kommt gegenseitiges Blasen vor und ein Hausmeister, der sie fast erwischt hätte. Die Geschichte (sie kann nicht entscheiden, ob sie tatsächlich oder nur in seiner Phantasie passiert ist) und die reglose Mine, mit der Jerome sie erzählt, beginnen sie zu erregen. Sie würde gerne mehr über das Blasen erfahren, darf aber ihre Therapeutinnenrolle nicht verlassen. Sie rutscht etwas im Stuhl hin und her und räuspert sich: »Aha. Hatten Sie danach das dringende Bedürfnis, sich die Hände zu waschen?«

Sie sieht nochmals in ihren Kalender: keine weiteren Stunden. Dienstags und mittwochs hat sie abends keine Termine. Sie verbringt etwa eine Stunde mit dem Versuch, Papierkram zu erledigen – die vielen leeren Spalten so auszufüllen, wie es der Staat, die Versicherungsgesellschaften und ihre Abrechnungsstelle haben wollen. Blöcke mit Notizen über Patienten füllen, um den Überblick über Details und Entwicklungen zu behalten, und auch über ihre eigenen Hoffnungen, wohin und wie schnell sie sich bewegen werden. Ihr Schreibtisch ist unter Ordnern, Schreibblöcken und Fachjournalen, Korrespondenz und Formularen begraben und ähnelt dem Arbeitsplatz eines Physikers, der in einem chaotischen Universum nach Ordnung sucht, worin sich die Beschäftigungen von Physiker und Therapeut durchaus gleichen mögen.

Als sie soviel erledigt hat, wie sie für heute ertragen kann, hört sie ihren Anrufbeantworter ab, der Gott sei Dank keinerlei Nachrichten enthält. Sie darf gehen.

Statt dessen läßt sie sich rückwärts aufs Sofa fallen, genau in die Vertiefung, die Jeromes knochiger Hintern hinterlassen hat. Wenn